





PETER BERG

# Oh wie schön ist Trinidad

Roman

 tredition

1. Auflage 2022

Copyright © 2022 PETER BERG

ISBN Softcover: 978-3-347-50045-7

ISBN Hardcover: 978-3-347-50046-4

ISBN E-Book: 978-3-347-50047-1

ISBN Großdruck: 978-3-347-50048-8

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Lektorat: Karl Brandau

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Für Egon



# Eins

## Der Aufbruch

Die Klimaanlage summt monoton und blies kalte Luft in die Sitzreihen, während die Tür des vorderen Ausganges geöffnet war und die brütende Mittagshitze die Maschine in ihren Fängen hielt.

Ich saß an Bord der Boeing 737-800, die mich von Frankfurt über Grenada nach St. Lucia gebracht hatte. Nach gut elf Stunden Flug mit zwei Zwischenlandungen stand noch eine kurze Etappe von wenigen Minuten bis zum Endziel aus. Eigentlich hätte die Maschine der karibischen Airline zu diesem Zeitpunkt schon in Port of Spain gelandet sein sollen. Der Flieger stand jedoch seit einer halben Stunde auf dem Feld vor dem Tower des kleinen Airports hier auf St. Lucia und nichts bewegte sich. Fast alle Passagiere waren nach der Ankunft ausgestiegen und zu meinem Erstaunen hatte sich zuletzt auch die komplette Besatzung verabschiedet. Zwei Piloten und vier Flugbegleiterinnen im Gefolge. Man hatte die Maschine einfach sich selbst überlassen.

Zum Flug über den Atlantik war nur ein Platz pro Reihe besetzt. Corona forderte Abstand und das Tragen einer medizinischen Maske. Bei der ersten Zwischenlandung auf Grenada hatte eine Horde multinationaler Kariben sich wild über die Plätze

verteilt. Sie führten die verschiedensten Gegenstände des Alltages mit sich, Einkäufe, landwirtschaftliche Erzeugnisse, Stoffe und andere Handelsgegenstände. Lebhaftes Gespräch, wildes Palaver. Wenigstens trugen sie ihre Masken. Nur wenige Minuten später nach der Landung auf St. Lucia, war dieser Spuk vorüber.

Die Boeing war in die Jahre gekommen. Nun stand sie auf dem Rollfeld vor dem Terminal. Ich erhob mich, um nachzusehen, ob die neue Crew für den Weiterflug in Sicht wäre.

Als ich vor die Tür trat, traf mich die Hitze wie ein Schlag. Ich sah mich um. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Bei der Landung hatte ich aus dem Fenster geschaut. Hewanorra ist ein kleiner Flughafen, die Landebahn dicht an der Wasserkante. Weil der Flugbetrieb überschaubar ist, gibt es hier nur wenige Parkplätze für Flugzeuge.

Die Landschaft zerschlissen und trocken. Ein ernüchternder Anblick. Hob doch der Karibik-Reiseführer, den ich mir online bestellt hatte, die Schönheit und Romantik der Insel Saint Lucia hervor. Hitze und Trostlosigkeit vor dem Terminal schreckten mich ab und ich trat schnell zurück, um an meinen Platz in Reihe 35 zurückzukehren. Die Tür blieb geöffnet. Drei weitere Passagiere hockten auf ihren Sitzen. Mir kamen erste Zweifel, ob dieser Flug eine gute Idee war. Würde es eine Reise in die Hölle werden, oder würde sich die verlockende Ankündi-

gung meines Freundes, ein tropisches Strandparadies genießen zu können, doch verwirklichen?

Ich streckte meine Beine aus und reckte mich. Dann schloss ich die Augen und dachte an die Ereignisse der letzten Tage.

Zuerst der Anruf aus der Karibik, dann der spontane Entschluss, für eine kurze Auszeit die Welten zu wechseln. War dieser Flug in Zeiten der Pandemie überhaupt möglich? Welche Vorkehrungen galt es zu treffen? Der Abschied von Catherine und dem lieb gewonnenen Heim, das mir alle Annehmlichkeiten bot. Jetzt die lange Reise ins Ungewisse, ins Nichts.

Wenn man reist, schaut man nach vorn. Doch immer lässt man auch etwas zurück. Und nie kann man wissen, ob das Neue das Vergangene aufwiegt.

Catherine würde mir ganz furchtbar fehlen! Das war mir von Anfang an klar. In all den Wochen der Pandemie war ich ihr so nahe gekommen wie nie zuvor einem anderen Menschen! Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass ich so schnell Abstand von meinem alten Leben in Frankfurt gewinnen würde. Ohne Catherine hätte ich den Ausstieg aus dem Beruf nie so problemlos geschafft.

Seit gut einem Jahr war ich vorzeitig pensioniert. Ich hatte mich bei ihr an der Sonnenküste der Provence eingenistet. Die Pandemie war für mich genau zur rechten Zeit gekommen. Zwang sie mich doch meine innere Unruhe abzulegen und mich an die neue Lebenslage zu gewöhnen. Dennoch musste ich

mir eingestehen, dass dieses Jahr in der Quarantäne immer mehr den Fluchttrieb in mir geweckt hatte.

„Jens, bist du das?“ hatte die Stimme am Telefon gefragt. Ich erkannte ihn sofort, obwohl einige Jahre seit unserem letzten Treffen vergangen waren.

An jenem Dienstag vor einer Woche hatte ich auf der Terrasse gesessen und Zeitung gelesen: Corona, Corona, Corona. Ich konnte es nicht mehr hören! Längst waren bei mir die Schrecken der Pandemie einer ernüchternden Skepsis gewichen. Mein ganzes berufliches Leben lang war ich mit den großen und kleinen Katastrophen dieser Welt konfrontiert, die in unser Berufsfeld bei der Frankfurter Polizei mit unbarmherziger Schlagkraft täglich hereinkrachen. Als Leiter der Frankfurter Mordkommission musste ich den vielen schrecklichen Ereignissen dieses Berufes stets direkt ins Auge sehen.

Zeitungslesen und Spaziergehen. Viel mehr konnte ich in dem langen Lockdown nicht tun. Wenn ich ehrlich war, musste ich mir eingestehen, dass mich die ungewohnte Ruhe und das geordnete Leben überforderte. Das durfte ich Catherine nicht sagen, sie hätte es nicht verstanden. Hätte es persönlich genommen. Wäre gekränkt gewesen. Aber eines war mir im Laufe der Monate klar geworden: Die permanente Nähe und Konzentration auf einen anderen Menschen können auch nervig sein.

Mir kam der Song des Liedermachers Reinhard Mey in den Sinn, den ich in den letzten Monaten immer wieder gehört hatte. Titel: ABER HEUTE. Ich

saß auf meinem engen und klebrigen Flugzeugsessel aus abgewetztem Plastik, Economy-Class, und lächelte. Catherine hatte gefragt: „Was heißt das, Anspruchspause?“

„Anspruch bedeutet, dass jemand das Recht hat, etwas von einem anderen zu erwarten,“ brachte ich es nüchtern auf den Punkt. Dabei war mir klar, dass wir es selbst sind, die Ansprüche an unser Leben und an die Mitmenschen haben! „Man sagt dem anderen, dass man eine Pause von den Erwartungen braucht.“

*„Bitte, mich heut nicht zu belehr'n  
Bitte, mich heut' keinesfalls zu beehr'n  
Kein Vortrag, keine Ansprache, ich bin Banause  
Völlig anspruchslos, ich mach' heut' eine  
Anspruchspause  
Ich will nicht reden und nicht zuhör'n  
Bitte, mich nicht in diesem Glückszustand stör'n.“*

„Sag mir, wenn du eine Pause mit mir brauchst!“ hatte sie geflütet, hatte die Augen verdreht und war in den Garten verschwunden. Ich hatte nur mit den Schultern gezuckt und nicht geglaubt, diesen Moment schon so bald zu erleben.

Aber: Mit nur wenigen Stunden Abstand sehnte ich mich nun schon zurück in meinen Sessel auf der Aussichtsterrasse dieses Hauses am Hang. Mir war klar, dass ich an diesem wundervollen Ort in der Provence wie im Paradies lebte. Der Ausblick auf das Cap Canaille. Der kleine Fischerhafen von Cassis. Die täglichen Sonnenuntergänge, der Strand.

Dann die guten Mahlzeiten, die Catherine uns bereitete. Sie hatte mich in den letzten Wochen auch etwas in ihre Kochkunst eingeweiht und ich hatte Gefallen daran gefunden. Fortan hatte ich die Küche auch zu meinem Ort gemacht. Der süffige Wein des mediterranen Südens und vor allem die zärtlichen Momente der Zweisamkeit mit ihr.

Wie verrückt muss ein Mann sein, das alles aufs Spiel zu setzen?

Das Hotel, in dem Catherine arbeitete, war einige Monate geschlossen. Erst jetzt wurden die Auflagen der Regierung allmählich gelockert. Catherine war zuversichtlich, dass es ein gutes Sommergeschäft geben würde. Ganz Frankreich lechzte nach einem Ende der Pandemie und nach einem Sommer, der so war wie früher. Schon seit Wochen war sie mit Vorbereitungen für die Neueröffnung beschäftigt. Ich war immer häufiger allein zuhause. Das Kindermädchen umsorgte Catherines behinderte Tochter. Mit beiden verstand ich mich prima. Aber all das konnte mir nicht die gewohnten sozialen Kontakte ersetzen, die ich mir immer sehnlicher herbeiwünschte. So erreichte mich Egons Anruf in einer Stimmungslage, die nach Veränderung suchte. Es kam gerade zur rechten Zeit, um mich aus der beginnenden Starre zu befreien.

Egons Stimme hatte etwas Dringliches. Ich spürte sofort, dass dieser Anruf mehr als eine nostalgische Regung war. Hinter seiner freundlichen Einladung schien sich ein versteckter Hilferuf zu verbergen.

Dieser Anruf erinnerte mich an damals, als Egon auf den Baum geklettert war und nicht mehr allein herunterkam. Als ich zufällig an dem Birnbaum, der am Zaun in Zimbiegels Garten stand, vorüber kam, wunderte ich mich über das Stöckchen, das wie zufällig vor meine Füße fiel. Als ich ins Geäst schaute, saß der Pimpf in einer Astgabel und lachte triumphierend, weil er etwas so Verrücktes gewagt hatte. Doch ich sah auch die Angst in seinen Augen. Reife Birnen wollte er ernten. Wollte sich nicht mit den überreifen, die am Boden lagen, begnügen. Hatte sich schon die Taschen vollgestopft. Hatte sich verschätzt, zu hoch hinausgewagt und wusste nicht, wie er allein den Rückweg antreten könnte. Also gab ich vom sicheren Boden aus meine Ratschläge. Welches Bein zuerst auf welchen Ast? Wegen der übervollen Taschen war er unbeweglich geworden. So kam ich gerade im rechten Moment, um ihm als Navigator zu dienen.

„Egon, wo bist du?“

„Ich bin hier in einer verdammt Zwackmühle! Jens, kannst du kommen und mir mit Rat und Tat beistehen?“

Wir gingen zusammen zur Grundschule und waren unzertrennliche Freunde. Egon Schippendiehl, Sohn eines Bankangestellten aus der Siedlung, war einen Kopf kleiner als ich und von schwächlicher Gestalt. Dafür hatte er einen sprudelnden Geist, der ihn innerlich mit immer neuen Ideen erwärmte und äußerlich ständig in Bewegung hielt. Ein Lehrer

nannte ihn einmal Zappelphilipp, und von da an hatte Egon seinen Spitznamen weg. Was haben wir nicht alles angestellt in unserer kleinen Welt!

Nach der Grundschule sind wir die ersten Jahre noch zusammen aufs Gymnasium gegangen. Wir fuhren mit der Straßenbahn, einmal umsteigen und dann weiter mit der Linie 6. Immer schwerer wurden unsere Ranzen. Am Ende der achten Klasse musste Egon einen Jahrgang wiederholen. Sitzenbleiben nannte man das. Andere Anfangszeiten der unterschiedlichen Klassen führten dazu, dass wir uns nur noch sporadisch sahen, in der Bahn und auf dem Schulhof. Eines Tages kam Egon gar nicht mehr. Unsere Wege hatten sich getrennt. „Egon geht jetzt auf eine andere Schule“, sagte mir seine Mutter, als ich sie einmal traf. So verloren wir uns aus den Augen.

Viele Jahre hörte ich nichts von ihm.

Einmal jedoch hatte ich Egon in einem Frankfurter Kaffeehaus getroffen. Zufällig. Gleich war sie wieder da, die alte Vertrautheit. Wir hatten uns herzlich umarmt und spontan etwas zusammen gegessen und getrunken. Egon erzählte mir von seinem Plan, in die Karibik zu gehen. Er war auf dem Weg zu einem Meeting mit seinen Auftraggebern. Man könne nicht alles online oder per Telefon regeln. Vor allem die vertraulichen Dinge, „wenn du verstehst“?

Er wollte wissen, in welcher Branche ich gelandet sei. Und als ich ihm sagte, dass ich seit Kurzem die

Leitung der Mordkommission hier in Frankfurt übernommen hatte, hob er seine buschigen Augenbrauen und lachte: „Da bist du ja eine Super Connection, wenn es mal brenzlig wird!“

Auf meine Nachfrage, was er denn beruflich treibe, antwortete er ausweichend: „Ich bin in der Methanolbranche.“

Wir hatten nicht genügend Zeit, die Dinge zu vertiefen, denn er musste bald weiter zu seinem Termin. Ich wollte nur einen Kaffee trinken, war im Dienst und wie immer dabei in Hetze. So verließen wir uns mit dem Versprechen, uns bald mal mit Zeit und Muße zu treffen. Zum Abschied sagte er: „Lass uns in Verbindung bleiben. Wir sollten über uns und unser Leben sprechen. Komm mich doch einmal besuchen!“ Wir umarmten uns noch einmal herzlich, klopfen uns auf die Schultern und gingen unseres Weges. Seither waren wieder Jahre vergangen.

Ich stand erneut auf und reckte mich. Ging wieder durch den Gang zum vorderen Ausstieg, trat hinaus auf die Plattform der Treppe, die auf das Feld vor dem Flughafengebäude führte und wurde erneut von der Hitze erschlagen. Das Licht brach sich an den Tragflächen und die flimmernde Luft schien am Horizont zu kochen.

Klimawandel war gerade eines der Kernthemen in den Medien. Ich verfolgte die Diskussionen in Deutschland und Frankreich, hatte zwei deutsche Tageszeitungen online abonniert und schaute re-

gelmäßig die Talkshows im öffentlich-rechtlichen Fernsehprogramm. Catherine, die vor Corona viel für den Naturschutz in den Calanques unterwegs war, hatte mich mit ihrem Engagement angesteckt.

Die sichtbaren Veränderungen unserer Umwelt und unserer Lebensbedingungen waren das zentrale Thema unserer Gespräche. Nie zuvor in meinem Leben war ich in tropischen Zonen gewesen. Wenn die düsteren Prognosen sich erfüllten, würde man auch in Mitteleuropa bald einen solchen Hitzeschock erleiden!

Auf dem glühenden Feld tat sich nichts. Kein Mensch in Sicht, so als hätten sich alle zu einer Siesta zurückgezogen. Es gab auch keine anderen Flugbewegungen. Keine Serviceleistungen für die Maschine. Nichts. Nur das monotone, heisere Surren der Klimaanlage, bei gleichzeitig geöffneter Tür. Ich kehrte an meinen Platz zurück, öffnete das Fach für das Handgepäck, nahm den Rucksack heraus, schaute, dass ich nichts in der Netztasche vor meinem Sitz vergaß und wechselte in die dritte Reihe. Die erste Reihe, die zwar mehr Beinfreiheit gewährte, war mir zu dicht an der Ausgangstür, denn die eindringende Hitze mischte sich mit der mühsam erzeugten Kühle im Innenraum.

Die anderen drei Passagiere, eine Frau, die ausah, als sei sie auf dem Weg zu einem Verwandtenbesuch und zwei Männer in Businessanzügen, saßen nun weiter hinten, dösten oder starrten vor sich hin. Das Surren der Klimaanlage. Lethargie. Zeit zum Nachdenken, Grübeln. Zeit der Erkenntnis?

Was hatte Egon zu dieser plötzlichen Einladung veranlasst?

„Wenn du magst, kannst du die kalte Jahreszeit in Europa bei mir überwintern,“ hatte er gesagt, „hier kommst du jeden Tag an den Beach!“

Er wusste ja nichts von Catherine! Wie hatte er mich überhaupt gefunden?

Auf der Terrasse des Hauses in Cassis hatte ich begonnen, meine Erlebnisse aufzuschreiben. Zuerst die dramatischen Ereignissen am Ende meines Berufslebens. Jener Sommer in Cassis würde mir nie mehr aus dem Kopf gehen. Ein ganzes Buch war daraus entstanden. Ein Kriminalroman, den ich selbst erlebt und dann aufgeschrieben hatte. Nun hatte ich geglaubt, mein weiteres Leben dem Müßiggang und der Liebe zu widmen. Wenn es sein sollte bis an mein Lebensende!

Früher hatte ich die Angewohnheit, meine Gedanken und Probleme in einem Tagebuch zu notieren. Im vergangenen Jahr hatte ich damit wieder angefangen. Das hatte mir etwas geholfen, mein Leben zu ordnen. Mir war klar, dass es der Versuch war, mich selbst zu finden. Die Tage gehen vorüber mit all den Gedanken. Dabei gehen sie verloren, wenn man sie nicht irgendwie festhält.

„Erzähl mir dein Leben,“ hatte Catherine gesagt. Von da an waren wir uns einig, dass wir alles, was uns an Erinnerungen in den Kopf kam, dem Partner

mitteilen dürfen. Catherine hatte selbst so unglaubliche Dinge in ihrer vorigen Partnerschaft erlebt, dass sie Bände füllen könnte! Was ist der Kern unseres Daseins, fragte ich mich nun hier am gefühlten Ende der Welt, wenn es nicht die Einsichten und Erkenntnisse sind, die wir aus unseren Erfahrungen gewinnen?

Natürlich hatte Catherine mich vor der Abreise erinnert: „Jens, vergiss dein Tagebuch nicht!“ Und sie hatte hinzugefügt: „Dann kannst du mir nach der Rückkehr vorlesen, was du erlebt hast und wie es dir dabei ging.“

Und nun starrte mich aus dem Dunkel der Vergangenheit eine längst verloren geglaubte Freundschaft an und forderte mich in unerwarteter Weise heraus. Egons Angebot war eine riesige Versuchung, die mich in eine neue Realität führen würde.

„Komm her und genieß die tollen Strände! Du kannst bei mir wohnen und wir zeigen dir die Inseln. Es ist wunderschön hier.“ Erst jetzt fiel mir auf, dass er „wir“ gesagt hatte. Wer war „wir“?

Die Telefonverbindung war erstaunlich klar und stabil. Nichts deutete auf die große Entfernung hin. Nur die geringe Zeitverzögerung mit den kleinen Schaltpausen in der Übermittlung ließ mich spüren, dass Egon nicht aus Europa anrief.

„Wie hast du mich gefunden und was veranlasst dich nach den vielen Jahren, nach mir zu suchen?“

„Viel ist geschehen und ich wollte dich längst mal wiedersehen. Früher waren wir doch unzertrennlich!“

Es war wie eine Geisterstimme aus längst vergangenen Zeiten: „Jens, komm zu mir und ich werde dir alles erklären.“

Catherine würde mir keinen Stein in den Weg legen. So sagte ich spontan zu: „Wenn du mich brauchst, alter Freund, kannst du dich auf mich verlassen!“

„Oh, das ist schade, du willst mich verlassen? Ich habe dich gern hier bei mir,“ sagte Catherine, als ich ihr die neue Lage eröffnete, um dann sogleich hinzuzufügen: „Wenn du aber zu deinem Freund fliegen willst, musst du das tun. Es ist deine Entscheidung, und ich freue mich auf ein baldiges Wiedersehen.“

Es gibt Situationen im Leben, da muss man sich schnell entscheiden.

Dringlichkeit heißt das Kriterium. Als Kriminalist konnte ich gut einschätzen, was notwendig war und wusste genau, dass man Prioritäten setzen muss.

Aber wem sind wir loyal und wer oder was kann uns verpflichten?

Darüber musste ich jetzt nachdenken.

Zuerst musste geklärt werden, ob diese Reise unter den Bedingungen der Pandemie überhaupt möglich war. Im Juli waren die Landesgrenzen von Tri-

nidad und Tobago für vollständig geimpfte Personen wieder geöffnet. Der reguläre Flugbetrieb wurde wieder aufgenommen.

Dann die Bahnfahrt Marseille-Frankfurt am Main. Mit dem TGV über Nacht in neun Stunden. Dann der Flug über den Atlantik. Gut elf Stunden. Die Zeitverschiebung zwischen den Kontinenten. Die meiste Zeit hatte ich geschlafen. Hatte geträumt, lauter wirres Zeug.

Hier auf dem brütend heißen Vorfeld hatte ich nun Zeit, über meinen spontanen Entschluss nachzudenken. Mir kamen Zweifel, ob Spontaneität immer eine gute, eine hilfreiche Eigenschaft ist. War es wirklich das Richtige, dem Hilferuf meines alten Freundes sogleich zu folgen? Zweifellos befand ich mich am Anfang eines neuen Abenteuers. Dabei war es gar nicht so lang her, dass ich mir geschworen hatte, für den Rest meines Lebens auf alle Lasten, Mühen und Unbequemlichkeiten zu verzichten.

Das Schicksal hatte mich unlängst nach Südfrankreich zu Catherine geführt.

Begegnungen mit dem Tod hatte ich in meinem Beruf zuhauf gehabt. Täglich war ich mit dem Elend der Welt konfrontiert.

In solchen Momenten der Entscheidung, die für mein weiteres Leben existenziell waren, hätte ich gern jene Sicherheit gehabt, die der Glaube offenbar zu geben vermochte.

Mir fiel ein, dass Catherine mir erst kürzlich ein Buch auf den Nachttisch gelegt hatte, welches sie mir zur Lektüre empfehlen wollte. Es trug den Titel